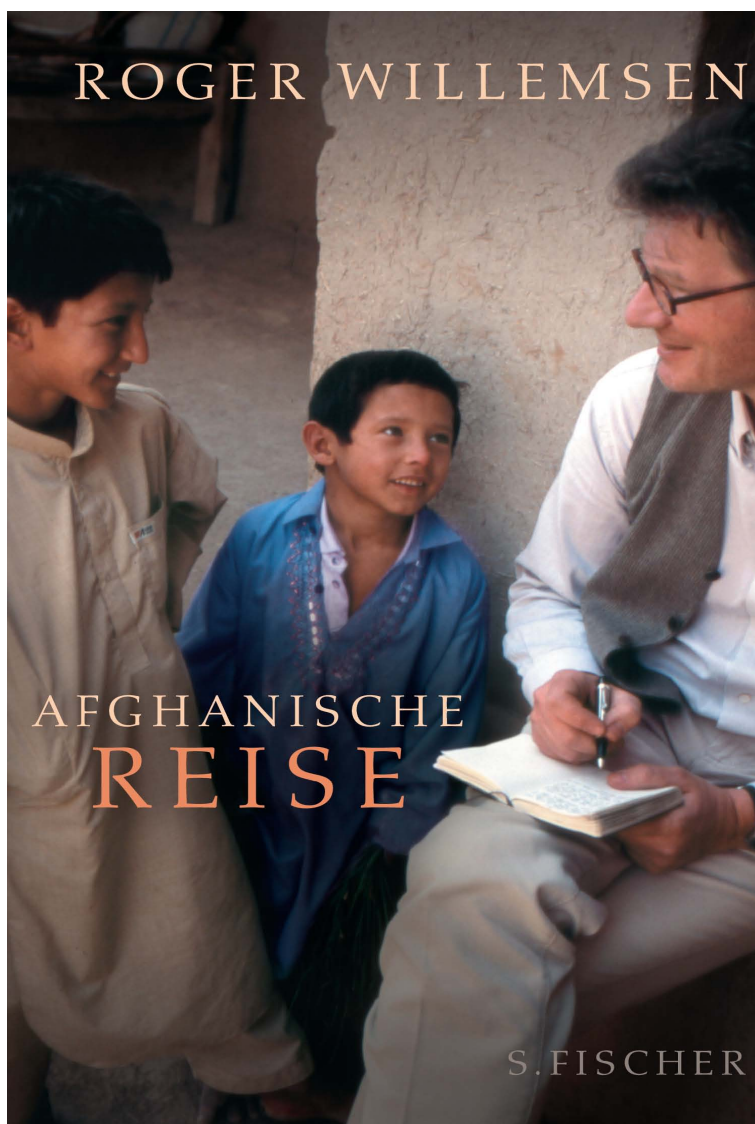


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Roger Willemsen
Afghanische Reisen



Preis € 16,90

Preis SFR 30,00

224 Seiten, gebunden

ISBN 3-10-092103-8

S. Fischer Verlag

Gattung: Tagebücher

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2005

Kabul wächst rapide, mit seinen immer neuen Heimkehrern, Land- und Kriegsflüchtlingen. Schon plant man im Norden eine neue Metropole, um Kabul zu entlasten.

Die Geschwulst der Stadt aber trägt den Spottnamen »Warlord City«, ein eigenes Rohbau-Viertel, finanziert vom Blutgeld afghanischer Soldaten, gebaut im protzigen, manieristisch-überladenen Stil pakistanischer Bauherren, das Luxus-Ghetto der Warlords, verachtet von allen.

Schon kaufen die Warlords Strohänner für die Wahl, schon ist von Marionetten-Parlamentariern die Rede, wohingegen der Kandidat, der das Thema Ehescheidung auf die Agenda brachte, ausgeschlossen wurde, weil sein Anliegen gegen islamisches Recht verstoße.

Warlord City liegt menschenleer. Auf den unbefestigten Wegen lagern, wie zur Erinnerung an die Vergangenheit der Anlieger, drei ausgebrannte übereinander geschobene Panzer.

Der amerikanische Mitarbeiter einer Hilfsorganisation moniert im Gespräch, dass die Bettler auf der Chicken Street ihre Geschichten nur immer so monoton herunterleierten. Findet er, die Bettler könnten sich mehr Mühe geben, um ihr Rollenfach nicht nur routiniert und fatalistisch zu bedienen? Aber was, wenn sie so besessen von dieser einen Geschichte sind, dass sie keine Variation erlaubt, noch dazu, da sie die Geschichte so vieler ist?

Ein ehemaliger Bewohner der Flüchtlingslager im pakistanischen Peschawar erzählt, er habe dort Frauen getrof-

fen, die ausschließlich über kosmetische Chirurgie reden. Die letzte Bastion aller Wünsche, etwas zu verändern, ist der eigene Körper. Er ist erreichbar. Also werden nach den Handys die Fitness-Studios kommen samt den Schönheitsdoktoren. Auch das ein Indiz für die separate, in unterschiedlichen Entwicklungslinien verlaufende Erziehung der Exilierten.

Nadia im Hotelfoyer, mit Mirwais telefonierend, der noch einige Sachen auf dem Basar besorgen muss:

»Mirwais, halt mal eben das Telefon raus, ich will den Basar hören!«

Afghaniyar: ein Sammelausdruck für die Heimatliebe, den Stolz, die Ehre, die Hochschätzung des lokalen Lebens, die Anhänglichkeit der Afghanen an ihre Heimat. Inzwischen ist sie Teil einer Kultur, durch die sich die Exil-Afghanen selbst von den nicht exilierten unterscheiden. Es ist ein Unterschied, ob man sein Land im Medium des Heimwehs entbehrt oder es liebt, indem man an seiner täglichen Realität verzweifelt.

Unter den Kandidatinnen für die Parlamentswahl ist auch eine afghanische Exilantin aus der deutschen Provinz. Sie hat dort vier Kinder, findet aber die Arbeit in ihrer Heimat zu wichtig, um aus der Ferne zuzuschauen. Sie erhält viele Stimmen, die man ihr aber abzukaufen versucht. Es kursieren Gerüchte, nach denen sogar schon die UN als Stimmkäufer für die USA aufgetreten sind, und auch die Warlords und Söldnerführer haben längst gekaufte Kandidaten im Parlament. Das Vertrauen schwindet, über die Wahlbeobachter wird gelächelt, und kundige Leute sehen die Chancen für die neue demokratische Verfassung des Landes bei fünfzig

Prozent. Scheitert sie, werden die Warlords, die Drogenbarone und die Strohmänner übernehmen.

Der US-Stützpunkt in der Stadt besitzt einen fünf-fachen Wall aus Betonplatten, steinernen Hindernissen, Schutzmauern, NATO-Draht. Im Lauf der Monate kommen immer neue Wälle hinzu, der letzte als eine eigene Ummantelung gegen Selbstmordattentäter.

Auch das ist der Krieg: Man erlebt die Geburt eines Staates von Anfang an, um Wasserversorgung geht es, um Hygiene, Verkehr, Strom, Logistik, Infrastruktur.

Instand gesetzt werden zuerst die Moscheen, hochgerüstet zuerst die Bunker.

Ein weiträumiger Platz am Stadtrand, darüber verstreut Fußballtore, dazwischen weidende Kühe. Von irgendwo wimmernde Musik. Die Straßenkinder in Staub gewälzt mit igelartig hochstehenden Frisuren, jede Strähne einzeln staubergraut, in den Händen Sandaletten, angefresene Fingerbrotfladen, einen leeren Kanister.

Diese Kindergesichter sind, wie ich nie welche gesehen habe, zugleich kindlich, im stürmischen Temperament dauernd begeistert, und zugleich alt, mit Tränensäcken und tief eingefressenen Falten um die Augen, um die Mundlinien. Alte Weiber in Kinderkörpern, mit staubgetuschten Wimpern. Auf einem Areal von über einem Quadratkilometer stürzen sie sich auf jede fremde Erscheinung, mal mit dem Schuhputzkasten, mal mit dem Wasserkanister, aus dem sie Trinkflaschenmengen abfüllen, mal nur aus Neugierde, mal in der Hoffnung, etwas, irgendetwas zu erbeuten. Sie sind vielleicht acht Jahre alt, häufig jünger, verstehen sich aber

schon auf das Mitleiden, auf das Schuhmacherhandwerk und die Kunst des Überlebens.

Auf der anderen Seite des Feldes liegt hinter einem Betonbau das große Sportstadion. Hier dürfen die Kinder die Athleten mit Wasser versorgen und bekommen eine Kleinigkeit dafür. Das Brot haben sie ausländischen Soldaten für fünf Afghani abgekauft. Noch stillen sie damit den eigenen Hunger.

Diese Kinder wohnen weit weg, sehen aber im Moloch der Stadt ihre besten Überlebenschancen. Morgens besteigen sie den Minibus für zwei Afghani. Wenn sie nicht bezahlen können, bekommen sie zwei Backpfeifen und fliegen raus.

»Kennt ihr eigentlich die Fußballerinnen, die hier trainieren?«

»Wir waren sogar schon in ihren Büros.«

Der Anführer blickt kühn. Er kennt alle Spielergebnisse der Männer- und der Frauenmannschaft, hätte auch selbst gerne gespielt, »aber mein Vater ist tot, und ich muss zum Erhalt der Familie beitragen«.

Wir lassen uns von ihm ins Stadion führen, einen geschundenen Ort. Er beobachtet unsere Gesichter, sagt dann:

»Für euch sieht das dreckig aus, für mich ist es das Paradies.«

In dem Acht-Quadratmeter-Raum im Übungshaus, ausgelegt mit Matten, laufen zwei Männer ausdauernd im Kreis.

»Das sind die Boxer«, sagt der Kleine mit Ehrfurcht.

Im oberen Stock eine freundliche Begegnung mit dem afghanischen Trainer der Frauenmannschaft und dem deutschen Supervisor. Der afghanische Betreuer ein

»Fußballverrückter«, mit seinem dunklen Schnäuzer und seiner adidas-Jacke ein Wiedergänger aus dem Fußballdeutschland der siebziger Jahre. Daheim ist der Schnäuzer längst ausgestorben. Der Trainer erweist sich als ein Enthusiast, dessen Freundlichkeit auf seiner Trauer schwimmt. Er bereist das ganze Land auf der Suche nach Talenten, bemüht, auch in anderen Provinzen zu trainieren. Im Norden, von wo er eben heimgekehrt ist, hat man vor einem halben Jahr noch eine Frau gesteinigt. Der Fußball ist auch eine Antwort.

Wir werden in ein Zimmer geführt, das auf zwei Seiten von geschlossenen Vorhängen umgeben ist und so fast wie ein Zelt wirkt. An der Wand Plakate der dreimaligen Weltfußballerin des Jahres Birgit Prinz, die hier vor kurzem ein Training mit den Spielerinnen absolvierte. Sie hat sich viel Freundschaft, viel Respekt unter den Afghanen erworben. Körperlich wirkt sie wie eine Kampfmaschine gegen die zarten, klein gewachsenen, eher unterernährten drei Spielerinnen, die jetzt in das Trainer-Büro kommen: die Erste mit schwitzenden Händen, asiatischem Gesicht, Kopfschleier, die Zweite mit der rauen Haut und der Gesichtsröte aller, die draußen schlafen, die Dritte ein Porzellandämchen mit fein gezeichneten Zügen, Türkisschmuck, verrutschtem Kopfschleier und unschuldiger Koketterie. Dies also sind drei Führungsspielerinnen, drei aus elf Clubs in Kabul, die sich demnächst gegen Mannschaften aus immerhin drei afghanischen Provinzen werden behaupten müssen.

Das Team, aus dem einmal die afghanische Frauen-Nationalmannschaft werden soll, besteht aus einem Kader von 14- bis 18-Jährigen, deren wichtigste Voraus-

setzung es ist, sich mit ihrer Leidenschaft gegen die Bedenken der Familie und der Gesellschaft durchgesetzt zu haben. Und wie schwer sind die Bedingungen! Zu Hause zu trainieren ist fast unmöglich, es fehlt Platz. In offenen Räumen, unter den Blicken der männlichen Gaffer, ist die Ausübung des Sports verboten. Noch bleibt es also beim nichtöffentlichen Spielen. Denn die Mädchen trainieren in langen Hosen, aber kurzärmelig und ohne Kopftuch.

Das ist ein Erfolg, denn noch vor ein paar Monaten haben sie mit Schleier trainiert, und mehr wird jetzt einfach noch nicht akzeptiert. Nun ruht auf diesen schmalen Schultern ein Teil der Last, in einer Gesellschaft, die die Frauen so lange verbarg, die physische Präsenz, die Öffentlichkeit des Frauensports durchzusetzen.

Eines der Mädchen hat mit seinen Brüdern trainiert und sich dann registrieren lassen. Ihr Kopfballsport ist heute besser als das mit dem Fuß.

»Und spielt ihr hart, foulst ihr?«

»Ich wurde schon oft gefoult, aber selbst noch nie vom Platz gestellt. Andere schon. Die kriegen dauernd gelbe, auch schon mal rote Karten.«

Man freut sich über jede Lappalie, die dieses Spielen hier zu einem normalen macht. Der Trainer ergänzt:

»Wir nehmen am liebsten Spielerinnen mit vorbildlicher Persönlichkeit. Eine gute Spielerin braucht einen guten Charakter, sie muss ein Beispiel geben können, gerade in diesem Ausnahmesport, und: Eine gute Spielerin tut nach ihren Kräften und ihrem besten Willen das, was ihr Trainer ihr sagt.«

Eine der Spielerinnen hat den Fußball im Flüchtlingslager in Pakistan kennen gelernt. Sie schaute einer Par-

tie zu, regte sich dabei furchtbar auf und wollte sofort selbst spielen.

»Wir legten alles Geld für einen Ball zusammen, und es konnte losgehen. Es gab zwei Mädchen, die richtig gut damit umgehen konnten. Das spornte andere an, sie mischten sich ein, spielten selbst, und so wurde allmählich eine Mannschaft daraus.«

Sie resümiert wie eine Fachkraft:

»Weil eine gut war, konnte sie die anderen faszinieren.«

Um trainieren zu können, sind die Mädchen auf die Unterstützung durch ihr Zuhause angewiesen. Die Eltern müssen Courage beweisen, sie müssen Ressentiments aushalten und zur Motivation der Kinder beitragen. Nicht leicht, wenn man Stunden zum Training unterwegs ist – bange Stunden unter Umständen, denn der Weg ist nicht ungefährlich. Das Mädchen, das heute zwei Stunden mit dem Fahrrad fuhr, um rechtzeitig zur Stelle zu sein, wurde auf dem Weg schon mehrfach mit Steinen und Bananenschalen beworfen.

Aggression gegen ihren Sport? Kompensation der Kriegstraumata? Wer könnte das sagen? Alles wird hier beobachtet: ob sie Schminke, ob sie Lippenstift auflegen, kurzzeitig spielen, den Schleier ablegen, alles, alles wird kommentiert. Schon deshalb können die Mädchen nur in der Halle trainieren, sich nur langsam verbessern, und es fehlen ihnen internationale Wettbewerbe. So zart sie scheinen, allein der psychische Druck, den sie hier aushalten müssen, um ihr Training zu absolvieren, ist erheblich. Gut, dass es am Wochenende nach Turkmenistan geht zu einem Freundschaftsspiel.

Auf dem Tisch ein gerahmtes Bild von Sepp Blatter, FIFA-Wimpel und Medaillen in der Vitrine, daneben eine Weltkugel aus Lapislazuli. Irgendwie sind diese Abzeichen und Trophäen die Insignien ihres Eintritts in die Welt des Fußballruhms. Ach, sie sehnen sich nach öffentlichen Auftritten, nach Reisen, nach Stadien mit gefüllten Rängen, und doch ist der Weg so weit. Ich wende mich an die Rotgesichtige:

»Und ist dein Vater ein Fußballfan?«

»Nein, er ist tot. Aber meine Mutter ist stolz. Deshalb darf ich zu Hause mit meinen Cousins trainieren, sie werfen mir die Bälle zu.«

Sie hat einen ungesunden, tief sitzenden Husten. Unmöglich, nicht nach der Familie zu fragen, unmöglich, es doch zu tun, wenn man weiß, dass in jeder Antwort Tote liegen werden. Da sie sich dauernd für ihre Fehler entschuldigen, versuche ich es mit der Chronistenrolle, dem bewundernden Blick von außen:

»Denkt mal, ihr seid Pionierinnen. Mit euch fängt alles an, eines Tages wird man eure Fotos in den Büchern finden. Da beginnt der afghanische Frauenfußball, wird man sagen, und auf den ersten Seiten sieht man euch, so wie ihr jetzt seid. Man wird sagen, sieh mal die Schuhe, die Hemden, da waren sie noch verschleiert, da trugen sie noch lange Hosen ... ihr bereitet den Weg.«

Sie verstehen den »Weg« nicht. So eine Zukunft hat insgesamt etwas Unvorstellbares.

Weniger für den Trainer. Von ihm hängt alles ab, von seiner Durchsetzungsfähigkeit gegen die Widerstände der Männer, von seiner Fähigkeit, mit Begeisterung anzustecken, auch von seiner Findigkeit. Unermüdlich reist er durch die Stadtviertel, besucht die Familien, be-

obachtet Talente und dosiert, was man den Eintritt des Frauenfußballs in die afghanische Öffentlichkeit nennen könnte.

Seine Strategie der Öffentlichkeit gegenüber ist subversiv: Erst wurde geheim trainiert, dann lancierte man erste kleine Meldungen in der Presse. Seit einem Jahr etwa erfährt die Öffentlichkeit überhaupt vom Frauenfußball. Sie will überzeugt werden wie die Familien der Spielerinnen, die auch erst ihre Zustimmung geben müssen.

»Für unseren Trainer«, sagen die Mädchen, »würden wir alles tun, alle. Wenn er ruft, dann kommen wir, egal, wo wir sind.«

Er schenkt ihnen Gehör, zeigt ihnen Lehrvideos, nach denen sie lernen, wie man köpft und dribbelt, und bemüht sich sogar, Strenge zu zeigen.

Sie holen Fotos der ganzen Mannschaft hervor: Hübsche junge Frauen in Blau und Rot, denen man ansieht, wie viel Mut sie brauchen, diesen Sport in die Öffentlichkeit zu tragen, und die manchmal eingeschüchtert werden von der Resonanz auf ihr Tun.

Ich versuche mich fachsimpelnd am Trainer, ihm gefällt das.

»Welches System spielen Sie?«

»4-4-2. Wir sind im Sturm besser als in der Verteidigung.«

Die Mädchen gucken, als seien sie verwundert, schon Teil eines »Systems« zu sein. Sie kennen den Weltfußball nur in Ausschnitten, haben von den Strategien, mit denen man auflaufen kann, keine genaue Vorstellung, aber sie verehren Ronaldinho, Ronaldo, auch Michael Ballack.

»Und wer wird Weltmeister?«

Zwei Stimmen für Brasilien, eine für Deutschland.
Und was sagt der Trainer?

»Wenn die Deutschen so weiterspielen, wird das nichts.«

Manchmal spielen die Mädchen sogar gegen die kleinen Jungs von den Kabuler Straßen. Die spielen immerhin flink und ausdauernd.

»Und habt ihr keine Angst davor, vom vielen Spielen dicke Beine zu kriegen?«

Kichern. Dann:

»Wenn es so wäre, wären wir nicht so weit gekommen. Wenn man erst mal auf das Feld geht, rechnet man immer damit zu verlieren. Aber wenigstens geben wir unser Bestes. Da können wir auf unsere Beine keine Rücksicht nehmen.«

»Habt ihr schon eure Rituale vor dem Spiel?«

Und ob: Die eine liest bestimmte Koranverse, die Zweite zündet eine Kerze an und isst dazu Trockenfrüchte, »denn beim Essen verschwinden die Probleme«. Die Dritte betet.

»Und euer Schlachtruf?«

Aus einem Mund: »Wir wollen zusammengehören wie die Finger einer Hand!«

Dann ergreifen sie ihre Handtäschchen, sprechen eine Einladung zum Essen aus, herzlich, wenn nicht inständig, und verlassen den Raum. Schon zwanzig Meter weiter, an der großen Straße, würde niemand mehr vermuten, dass in diesen drei Teenagern die Hoffnung des afghanischen Frauenfußballs geht.

Das »Paradies« des Stadions, von dem uns der kleine Straßenjunge erzählt hatte, ist eine Arena mit schwer

beschädigten, aber geschmückten Tribünen, über denen sich die Bildnisse Karsais und Massuds und historischer Heerführer erheben. Große Pfützen liegen auf den Rasenflächen und der Laufbahn, auch sieht man noch die Brandspuren an Stellen, wo früher öffentlich Drogen verbrannt wurden. Ich hatte dieses Stadion in dem Dokumentarfilm von Saira Shah gesehen, ein Ort der Schrecken, der Schauprozesse und Hinrichtungen. Der Trainer fällt ein:

»Wir haben Tage erlebt, da hat man die Opfer an den Torlatten aufgehängt, Frauen wurden hier in der Burka ausgepeitscht oder gesteinigt, und dort drüben, wo heute kein Gras mehr wachsen will, da hat man Menschen erschossen. Und uns hat man gesagt, wir sollen alle kommen und zusehen. Die oberen Tribünen waren reserviert für die Frauen.«

Er zeigt hinauf mit einem Arm, dem auf dem Weg zur Vollendung der Geste die Kraft ausgeht:

»Da oben standen sie, und die Wachleute immer drum herum. Vorne stand mit dem Mikrophon der Mullah und erklärte, um welche Tat und um welche Strafe es sich handelte. Er sprach das Urteil. Dann wurde einem aus der Familie der Revolver überreicht, und er musste dann das eigene Familienmitglied erschießen, nicht mit einem Schuss, mit dreien, in Kopf, Brust und Bauch. Einige der Familienmitglieder sind dabei so durchgedreht, dass sie ganz viele Schüsse abgegeben haben, aus Angst, etwas falsch zu machen.«

Der Trainer kann diese Dinge kaum sagen. Seine Frau, so erfahren wir nebenbei, trainiert selbst eine Mannschaft. Damals ist er zu ihr nach Hause gegangen und krank geworden. Genauer kann er auch das nicht

begründen. Er ist krank geworden. Hat viel durchgemacht.

»Glauben Sie mir. Wir sind so froh, dass wir überlebt haben und arbeiten dürfen, indem wir spielen!«

Zwischen den Sätzen klaffen Abgründe. Der Rasen ist ein Acker voller lehmiger Stellen und Pfüthen, und da hinten vor der rechten Eckfahne wächst nichts, da liegt bloß ein großer dunkler Fleck.

»Wir haben das ganze Jahr über versucht, da Rasen zu sähen, wo die Leute erschossen wurden. Aber er wächst nicht an. Er wächst nicht.«

Er wendet den Kopf ab. Ein Tag wie im Spätsommer liegt über dem Platz. Als ein Militärflugzeug darüberstreift, heben sich alle Köpfe.

Wenn man sagt, jemand trägt Weiß, so heißt das, er trägt sein Grabtuch und ist bereit zu sterben. Auf den Grabhügeln verraten grüne Flaggen die Märtyrer. Die meisten von ihnen sind im Kampf gegen die Russen gefallen.

Ein Donnerstagabend am Stadtrand. Zur Rechten hoch oben die Ruinen des gigantischen Kastells, das die Briten im 19. Jahrhundert zerstörten. Zur Linken eine weite Senke mit Fußballtoren, schütterem Grasbewuchs und kleinen Grüppchen kickender Kinder. Eines reitet auf einer dreibeinigen Ziege davon. Ein anderes sucht im Sand nach Brennholz. Ein Drittes schiebt eine Blechschubkarre in arabischen Linien vor sich her, gedankenverloren.

Am Rande waschen die Männer vor-feiertäglich ihre Autos mit dem Wasser, das sie aus den tiefen Löchern

am Straßenrand pumpen. All das im Schatten der Friedhöfe, die sich zwischen den Häusern und den Ruinen über den Hang ausdehnen, denn man lebt sein Leben zwischen den Toten und ihren Gräbern mit den büschelartig darin steckenden Fahnen.

Viele heilige Stätten liegen in diesem Gebiet, einige der frühen Heiligen und Märtyrer wurden hier bestattet, und in Sichtweite liegt sogar jene Stätte, von der aus sich der Islam in Afghanistan ausbreitete. Die ersten Gläubigen waren an dieser Stelle von den Feueranbetern umgebracht worden. Heute sind die Anhänger der Feueranbeter in Afghanistan als eine verschwindende Minderheit zwar noch präsent, doch der Islam lebt in einem breiten Spektrum der Strömungen, von den liberalen zu den fundamentalistischen.

Als er zwischen 610 und 632 entstand, ging das Altertum gerade zu Ende, und die Neuzeit dämmerte herauf. Von Norden her hatte sich das Christentum bis nach Zentralarabien ausgedehnt. So entwickelte sich der Islam als jüngste der Weltreligionen eigentlich im Halblicht der erwachenden neuzeitlichen Vernunft, außerdem zwischen Mekka und Medina in einem Strahlungsgebiet jüdischer und christlicher Einflüsse. Er weiß nicht nur von ihnen, er saugt sie auf, und so leben sie in Afghanistan bis heute fort.

Die Basis des alten Kastells stammt noch aus vorislamischer Zeit, und auch die Siedlungen in seinem Schatten und auf der gegenüberliegenden Seite sind alt. Zeitlos ist in ihnen das harte Leben. »Ein hartes Leben«, sagt Mirwais, doch aus seinem Munde klingt es tiefer. Wir sehen die Menschen ihr Trinkwasser auf dem Rücken den Berg hinauftragen, sehen abends den

Hang schwarz werden, während in anderen Stadtteilen wie Kerzenlicht hier und da die Beleuchtung aufglimmt.

Jetzt hört man unten an dem großen Feld die Musik aus den Autoradios dringen, die Fußmatten werden gesäubert, und die Hunde saufen aus den Wascheimern oder den kleinen Tümpeln, die der Regen und der Überlauf aus den Brunnen hinterlassen haben.

Weiter weg reitet ein einzelner Mann auf seinem Esel immer im Kreis. Dahinter steigen Drachen auf. Jetzt dringt allmählich das Rattern der Generatoren durch die Radiomusik, und eine Nacht beginnt, in der wohl niemand den Gedanken an Unterhaltung denken kann. Es ist der letzte Tag des Ramadan. Alle scheinen verlangsamt, ausgekühlt, ihr Blick richtet sich auf den Ead, ein Dreitagesfest, das an die Feiernenden vergleichsweise bescheidene Ansprüche stellt: Mehr Gutes tun, ein besonderes Gebet zelebrieren, mit der Familie essen und trinken, Besuch empfangen, Gast sein und Gastfreundschaft zeigen, das ist es in etwa. Der Ead wird auch mit dem Zünden von Feuerwerkskörpern gefeiert. Viel Zusammenzucken.

Wir steigen zu einem der Heiligtümer auf, die Treppe sind gesäumt von lagernden Fürbittenden, Männern mit Liebeskummer, mit gesundheitlichen Problemen, Bettlerinnen in der Burka, Frauen, die sich trauen, uns zu berühren, aber gleich weggeschickt werden. Ich starre in eines dieser Gesichtsfenster, dahinter ein altersloses, aber geschminktes Augenpaar.

Auf dem Markt: Fische im Rauch. Auf der Straße: eine Bettlerin in der Burka, die ihr Neugeborenes in die

blauen Schwaden aus Abgasen hält. Das Kind mit aufgeschwemmtem Kopf, der aus den bunten Wollsachen herausquillt. Nadia bleibt stehen:

»Warum vergiften Sie Ihr Kind?«

»Es ist meins.«

»Aber es wird sterben in den Abgasen.«

»Das ist mein Kind, und ich habe nichts zu essen!«

Wir geben. Die Hand, die uns die Bettlerin entgegenstreckt, ist uralte. Wahrscheinlich hat sie das Kind zum Betteln nur gemietet. Die erbarmungswürdige Pietà bleibt unverändert sitzen, wie jeden Tag, an dem wir die Straße passieren. Die Burka schützt die Bettlerinnen auch vor der eigenen Scham.

Die Bettler, die wie die Putzerfische durch den Stau wieseln, die vierspurigen Wagenkolonnen beliefern, dirigieren, blockieren. Mittendrin ein Kamel, ein paar Pferde. Ein Junge hat frische Bolani in seinem Rollwagen, Teigtaschen mit Kartoffelfüllung in scharfer Soße. Die Nacht ist schon eingebrochen. Christian und ich kaufen uns eine Hand voll und essen im Gehen. Der Junge reicht seine Ware in die stehenden Autos. Auf der anderen Seite steigt ein Gleichaltriger gerade aus seinem Ofen. Er greift, in einem gemauerten Kogel sitzend, mit einer Schippe hinein, zieht Fingerbrot heraus und wird es gleich auf der Straße anbieten. Einer erfasst und faltet es zusammen wie ein Kavaliertüchlein.

»Kommen Sie«, ruft der Bettler uns zu, »ich lade Sie in meinen Ofen ein.«

Sie sitzen um die Feuerstelle mit dunklen Gesichtern wie die Köhler im Märchen.